



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 50.

Donntag, den 10. Dezember 1916.

Erscheint wöchentlich.

Gottfried Keller und wir.

Am 2. und 3. Mai im wilden Jahre 1848 machte Gottfried Keller die hier mitgeteilten Eintragungen in sein Tagebuch (vgl. „Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher“, herausgegeben von Emil Ermatinger. Cotta 1916. Band 2) die wir nach der „Frankf. Ztg.“ wiedergeben. Keine erhabeneren und eindringlicheren Worte können unserem Volke in diesen Tagen zugerufen werden:

Den 2. Mai.

Der Wind hat sich gelegt, die Wolken sind verschwunden. Rein und tief wölbt sich der kristallene Himmel, die Sonne flammt still, groß und sicher an ihm. Und ebenso still, groß und sicher leuchtet das Gestirn unseres Schicksals und unserer Lage über der tosenden Bewirrung dieses Frühjahres. Ja, es ist ein gewaltiges Gestirn, und deutlich lesen wir in ihm, daß unsere äußere Lebensruhe dahin ist, und daß wir (nur) durch rastlose Kämpfe und riesenmäßige Arbeit die Ruhe unserer Seele erkämpfen können. Die goldenen Wunden unserer Jugend werden in diesem Kampfe ergrauen, mit dem Schwerte in der Hand wird sie ihre Erfahrungen sammeln, und unter den Waffen ihre Studien vollenden, und sie wird bringende Tage an das verwenden können, wozu die Wälder lange Jahre brauchten. Das ganze ganze Geschlecht der Jungfrauen von heute wird unter Sturm und Gemitter verfließen und in kurzen fliegenden Augenblicken die heitere Freude hassen, welche es sonst in langen Benutzungen schürzte, aber diese Minuten werden schwerer, feuriger, fetter sein als jene langen ruhigen Jahreszeiten der müßigen Lust. Der Reiz seiner Unschuld wird die gültende Jugend der Jünglinge zieren, welche sich dem Vaterlande weihen. Die Mütter werden unter schweren Sorgen ihre Söhne aufziehen, aber jede hat dafür die stolze Hoffnung, dem Vaterlande einen Krieger zu schicken, denn es wird keine überflüssigen und unnützen Bürger mehr geben. Die Greise aber werden noch am Rande ihres Grabes die Summe ihres langen Lebens verdoppeln können und die Erfahrungen und Früchte eines Jahrhunderts mit hinübernehmen. Mein Herz gütet vor Freude, wenn ich daran denke, daß ich ein Genosse dieser Zeit bin. Wird dieses Bewußtsein nicht alle mitlebenden Outgesinnten als das schönste Band einer allgemein gefühlten heiligen Pflicht umschlingen und am Ende die Verbrüderung herbeiführen?

Aber wasche einen jeden, der nicht sein Schicksal an dasjenige der öffentlichen Gemeindefaß bindet, denn er wird nicht nur keine Ruhe finden, sondern dazu noch allen inneren Halt verlieren und der Wifachtung des Volkes preisgegeben sein, wie ein Unkraut das am Wege steht! Der große Haufe der Gleichgültigen und Tölpelchen muß aufgehoben und moralisch vernichtet werden, denn auf ihm ruht der Fluch der Störungen und Bewirrungen, welche durch kühne Minderheiten entstehen. Wer nicht für uns ist, der sei wider uns, nur nehme er teil an der Arbeit, auf daß die Entscheidung beschleunigt werde.

Rein, es darf keine Privatleute mehr geben!

Das Festmahl.

Eine Spitzbubengeschichte von Paul Ernst.

Der Kaufmann Moses hat einen jungen Mann in seinem Laden namens Pietro. Pietro ist in der ganzen Gegend bei den Frauen beliebt, denn er ist galant und liebenswürdig. Mit den jungen Mädchen macht er Scherze, die alle auf den Punkt gehen, der nun einmal für die jungen Mädchen der interessanteste ist. Die Mütter fragt er nach den Kindern, die Großmütter nach den Enkeln, die alten Jungfern nach ihren Rahen, und den Witwen spricht er vom Koth. Er hat sehr große und rote Hände, dafür ist er ein junger Mann in einem Gemischtwarenladen, aber das ist ein kleiner Schönheitsfehler, der ihm bei seinem Publikum nichts schadet, denn die Frauen sind vernünftig und sagen sich, daß ein Bäcker Platzhühner hat, ein Schneider krumme Beine, ein Schuster mit der Schulter schiebt, ein Maurer gern frühstückt, und jeder Stand hat eben seine Laft und seine Lust.

Der genoffenschaftliche Verband der Spitzbuben von Rom besitzt aus einem größeren Einbruch einige Küfen mit seinem Borzellan und Glas, die er noch nicht hat verschärfen können, und da das eine gute Gelegenheit ist, die so bald nicht wieder vorkommt, so beschließt Colombo, dem Verband ein Abendessen zu geben.

Sie zieht ein schwarzseidenes Kleid an, das einfach, aber vornehm ist, und kann so gut eine Marchesa vorstellen. Dann geht sie in das feinste Wagenselbstgeschäft und kauft sich einen schönen Wagen mit Pferden, einen Kutscher und einen Lakaien in Zivil aus, bezahlt vorher, und dann fährt sie los und hält vor dem Hause eines Priesters; der Priester wohnt in einem stolzen Palazzo, denn er ist zugleich Hausgeistlicher bei einer vornehmen Familie. Sie steigt die Treppe hoch, die Haushälterin wölft sich eilig die Hände an der Schürze ab und reißt die Tür auf, der gute Priester springt von seinem Schreibtisch hoch, an welchem er eben saß, um eine Predigt über die Mode der falken Fäpfe bei den Damen zu schreiben, nimmt rasch sein Röppchen ab, verbeugt sich; Colomba raucht herein, nicht ihm graußig, aber tugendhaft zu und setzt sich dann auf den Stuhl, den die Haushälterin

ihm schnell hingegeben. Der gute Priester sitzt ihr gegenüber, die Haushälterin steht an der Tür und hat die Hände über den Bauch geschlagen.

Colomba beginnt stöhnend. Sie bittet um die Hilfe des Priesters. Er soll ihrem Patentind ins Gewissen reden. Es ist Pietro, über den sie zu klagen hat. Sie ist ja eine Marchesa, der gute Priester erhebt sich und macht eine Verbeugung, und die vornehmen Leute bekümmern sich ja eigentlich nicht um das niedrige Volk, der Priester nickt zustimmend, und Pietro ist ein junger Mann aus dem Geschäft, aber Pietro ist nun einmal ihr Patentind, und sie ist eine Christin, der Priester macht eine bejahende Handbewegung, auch die Haushälterin nickt, und weil Pietro ihr Patentind ist, so kann sie seine Leichtfertigkeit nicht mit ansehen, (der Priester sagt ihm) und fährt sich über sein stoppliges Kinn), denn er hat Umgang mit leichtfertigen Weibspersonen, bei seiner Jugend! Und sogar mit verheirateten Frauen! Der Priester sagt Oh, oh! Die Haushälterin ist ganz entsetzt. Ja, dieser ungeratene Bengel hat sich sogar erdreist, ihr, der Marchesa ihrer Patin, Liebesanträge zu machen!

Der Priester versteht diese Welt nicht mehr, die Haushälterin auch nicht. Aber die Marchesa wird den Bengel bringen; sie fährt fort und hoch ihm. Damit erhebt sie sich und der Priester erhebt sich auch, sie blüht sich über seine Hand, er macht die Bewegung des Segnens, sie verabschiedet sich von der Haushälterin, die einen tiefen Knicks macht, dann geht sie die Treppe wieder hinunter, der Lakai öffnet den Schlag mit abgenommenem Hut, sie legt sich in den Wagen, der Lakai wirft den Schlag zu, sie legt seinen Hut auf, und dann geht die Fahrt zum Kaufmann Mosca.

Mosca hat eigentlich eine Gemischtwarenhandlung. Aber ein Kaufmann muß gewandt sein heutzutage und die Konjunkturen ausnutzen. Er hat auch eine Abteilung für Delikatessen eingerichtet und hat mit einigen der größten Firmen Roms Kontrakte abgeschlossen, so daß er ganze Diners liefern kann. Colomba hat ein Diner für vierzig Personen bestellt, Mosca hat alles auf die Minute fertig gestellt, es ist alles in Schüsseln verpackt und mit Lächern umwunden, eben ist der Tafelwagen beladen, den der Fleischer geborgt hat, Mosca spannt gerade das Pferd des Milchfuhrers vor, Pietro will sich auf den Sitz schwingen, da erscheint die Marchesa und erklärt, sie werde nie haben, daß ein junger Kaufmann auf dem Hof sitze, der Kaufmann sei der Mann des Jahrhunderts und verurteile den Fortschritt; sie winkt, und der Lakai klettert auf den Bod des Tafelwagens. Mosca macht ein etwas betretenes Gesicht; denn er kennt eigentlich die Marchesa gar nicht und weiß noch nicht einmal, wo sie wohnt, und er hatte gedacht, daß Pietro hauptsächlich deswegen fahren solle, um in ihrem Palazzo gleich das Geld in Empfang zu nehmen, wenn die Schüsseln ausgepackt sind. Die quittierte Rechnung hat er ihm mitgegeben: „Entweder das Geld oder die Ware zurück. Ich gebe Kredit, aber nur, wo ich den Kunden genau kenne.“ Aber mit lebenswüthigem Lächeln verschweigt die Marchesa seine Belorgnis, indem sie erklärt, daß der junge Herr natürlich bei ihr im Wagen fahren werde. Pietro saßt sich ein Herz, öffnet den Schlag und steigt ein, die Marchesa nimmt ihr Kleid zusammen und läßt ihn neben sich Platz nehmen, dann ruft sie dem Kutscher die Adresse des würdigen Priesters zu, der Wagen rollt davon, der Tafelwagen folgt, sie nickt Mosca noch einmal aus dem Fenster zu, Mosca antwortet mit vielen Wüdingen, indem er im Stillen seinen Gewinn berechnet, und dann wendet sie sich zu Pietro.

Pietro wird es schmil. Sie fragt ihn, ob er liebt, droht ihm lächelnd mit dem Finger, gibt ihm ohne Grund einen leichten Klaps auf seine Hände, die ihm selber plötzlich ungeheuer groß und rot vorkommen, und ihm brüht der Angstschweiß aus. Wenn er nach seinen Erfahrungen gehen soll, so erwartet die Marchesa . . . nun, sie erwartet daß sie einen Grund bekommt, ihn für ungezogen zu erklären, aber es ist ihm doch nicht klar, ob die Erfahrungen aus für eine Marchesa gelten. Jetzt macht sich die Marchesa an seiner Halsbinde zu schaffen und erklärt, daß der Knolen nicht richtig gebunden sei. „Ach was“, denkt er, „was kann denn sein!“ löst sie und löst sie tüchtig ab.

Aber plötzlich fühlt er sich zurückgestoßen; ein Ausruf: „Impertinent! Bedenkschwamm!“ Klingt an seine Ohren, er denkt: „Na ja, ich hab' es mir ja gedacht“, und drückt sich in die Ecke. „Mein Hausgeistlicher belangt meine Gelächte, er wird Ihnen Ihr Geld ausgeben, aber ich werde ihm sagen, daß er vorher mit Ihnen über Ihr Benehmen sprich“, fügt die Marchesa hinzu. Da hält auch der Wagen schon vor dem Palazzo, der Lakai ist von dem andern Wagen herabgesprungen und öffnet die Tür, sie steigt aus und herrscht Pietro an, er solle ihr folgen, und dann geht sie mit ihm die Treppe hinauf und öffnet das Zimmer des Priesters.

„Hier ist der junge Mann aus dem Geschäft“, ruft sie, indem sie den bekümmerten Pietro, der seine Wüze dreht, vor sich in das Zimmer schiebt. „Aber denken sich Hochwürden, der freche Mensch hat mich eben täuschen wollen, in meinem eigenen Wagen!“ Pietro schaut und sagt gar nichts. Die Haushälterin schlägt die Hände über sich zusammen, der Priester sieht ihn starr an und schüttelt langsam den Kopf, die Marchesa geht und zieht die Stubentür hinter sich zu. Sie legt sich unten in ihren Wagen und fährt zum Gesellschaftshaus des Verbandes, der Tafelwagen folgt ihr; wie sie angekommen ist, entläßt sie Kutscher, Lakaien und Kutsche mit einem guten Trinkgeld; Kutscher und Lakai wünschen allen

Segen des Himmels auf ihr Haupt, fahren ab, und die Gauer ziehen den Wagen in die Einfahrt, bringen das Pferd in ihren Stall, wo sie ihm die Haare färben werden, um es gleich zu verkaufen, und tragen die eingewickelten Speisen und die Weintörbe in den Festsaal, wo sich denn bald eine schöne und erhebennde Feier entwidet.

Der gute Priester ermahnt inzwischen den zerknirschten Pietro. Er weist ihn auf das sechste Gebot hin, er spricht davon, daß die Sünde der Unkeuschheit Leib und Seele verdirbt, er beweist ihm, daß eine Patin einer Mutter gleich steht, und daß er das schrecklichste Verbrechen gestreift hat, nur gestreift durch die unergründliche Gnade Gottes, das es geben kann. Manches von der Ermahnung versteht ja Pietro nicht, manches scheint ihm auch bei den heutigen Verhältnissen, wo die Menschen ja aufgeliert sind, nicht mehr angebracht zu sein, aber in vielen Stücken muß er doch dem Priester recht geben, obwohl er sich sagt, daß der Priester vom Geschäft nichts versteht, denn ein junger Mann muß eben nun mal entgegenkommen sein, sonst wird kein Geschäft gemacht. Nun, der ehrwürdige Herr hat lange gesprochen, endlich reißt er Pietro die Hand ab und sagt, der junge Mann mache ihm ja keinen verdorbenen Eindruck, er hoffe, daß er sich eine Lehre nehmen werde; Pietro brüht ihm die Hand und schmeißt sich; der ehrwürdige Priester steht vor ihm und wartet, daß er sich empfindet, Pietro wartet, daß der Priester auf die Begehung zu sprechen kommt. Da beide schweigen, so sagt endlich die Haushälterin, Pietro werde jetzt gewiß nach Hause gehen wollen, denn es werde schon dunkel auf der Straße; nun macht Pietro eine schüchtern Anspielung auf seine Rechnung und zieht sie aus der Tasche; der Priester versteht ihn nicht, legt die Brille auf, die Haushälterin geht in die Küche, um Licht anzuzünden, der Priester liest topfschüttelnd von Rebhühnern, Forellen, Rebbraten, Maronen, Artischofen; zuweilen sagt er: „Ei, es was Menschen doch gut leben!“, und wie er die Rechnung durchgesehen hat, auch die Empfangsbekundigung am Schluß, da fällt er sie, gibt sie Pietro zurück und fragt: „Zu welchem Zweck, mein junger Freund, hast Du mich diese Rechnung lesen lassen?“ Pietro erklärt ihm verwundert, daß die Marchesa diese Dinge gekauft hat und daß der Priester sie bezahlen soll; der Priester ist erstaunt und versteht ihn nicht, die Haushälterin sieht ihm starr ins Gesicht, Pietro beginnt plötzlich zu begreifen, kühlt hinaus, die Treppe hinunter, auf die Straße; die Wagen sind nicht mehr da. Er eilt zurück, fragt den Priester nach Namen und Wohnung der Marchesa, der weiß nichts; ohne Gruß eilt er wieder fort, zu Mosca. „Der junge Mann hat mir doch zuletzt wieder sehr mißfallen“, sagt topfschüttelnd der würdige Priester, indem er die Brille absetzt. Die Haushälterin läßt das Licht, um das Del zu sparen; sie hat gleich gesehen, was Pietro für ein Bursche war, aber sie sagte nichts.

Ueber den Empfang Pietros bei Mosca aber wollen wir schweigen.

Ein Pfund Butter.

Erzählung von Gustav Jakob.

(Nachdruck verboten.)

Der Schüler übersehte langsam aus dem Französischen: „Meine Mutter — kaufte — zwei Pfund Butter.“ Zwei Pfund Butter! Der Junge ließ unwillkürlich das Buch sinken und blühte den Lehrer an. Die ganze Klasse saß auf. „Na ja“, sagte der junge Lehrer lächelnd, „so steht da. Wir wollen mal zeitigermas übersehen: zwei Viertelpfund Butter. Wie würde denn das heißen? Niemand? Semmelmann, du weißt es?“

Der dicke Semmelmann fand auf und schwieg. „Na, was hieß denn Butter?“

„Ja, aber Semmelmann“, sagte der junge Lehrer etwas ärgerlich, „du hast dich doch eben gemeldet!“

„Ich wollte bloß nach fragen, Herr Rätner“, erklärte Semmelmann mit der ihm eigenen Seelenruhe, „ob ich Ihnen soll mal 'n Pfund Butter ablassen? Wir machen sie selber.“

Wie auf Kommando fuhrn alle Augen herum nach dem plötzlich hochinteressanten Semmelmann und wandten sich dann dem Lehrer wieder zu. Der dachte: So geht es in der Welt! Wer niemals lernen wird, die Butter mit dem französischen Teilungsartikel zu konstruieren, kann sie in ganzen Pfunden ablassen. Aber liegt nicht vielleicht gerade darin eine tiefe Gerechtigkeit?

Laut aber sagte er: „Ach dan! dir, mein Junge, ich habe ja meine Butterkarte. Und wenn sie nicht zureicht, kann ich ruhig mein Brot mal trocken essen, steht du.“

Nachdem Herr Rätner diesen offensbaren Beweis von Seelengröße gegeben, wurde die französische Stunde ohne weiteren Zwischenfall zu Ende geführt.

Als er aber nach Hause kam, fand der junge Lehrer einen Brief seiner Schwester vor, die ihn daran erinnerte, daß Ende der Woche Mütters Geburtstag sei. Während er sich den Kopf darüber zerbrach, was ein guter Sohn seiner alten Mutter wohl Schönes und zugleich Nützlichs leisten könne, erschien plötzlich vor seinen Augen das runde Gesicht seines Schülers Semmelmann. Am nächsten Tage schon hätte er, nach Beendigung des Unterrichts, in der leeren Klasse mit dem jungen einflussreichen Vertreter der deutschen Bandwirtschaft eine kurze, vertrauliche Konferenz, von der Semmelmann mit leuchtenden Augen, ein stolzes Lächeln tiefer Ver-

(Schwiegenheit um die Rundbriefe, auf den Gang hinaus-
trat.

Am Anfang der folgenden Woche aber erhielt Herr Käst-
ner diesen Brief:

Mein lieber Junge!

Deine Sendung kam richtig am Geburtstagsmorgen hier
an. Das ist doch schön, daß Du Deine alte Mutter nicht ver-
gessen hast, und woher hast Du bloß die schöne Butter, ich
denke, sie muß schön gewesen sein, aber das wollte ich Dir
eigentlich gar nicht schreiben. Ich muß Dir nämlich ein Ge-
ständnis machen, ich habe sie nämlich gar nicht eingemacht,
sie roch so gut, da habe ich sie beigelegt, als ich der Anne-
le die Wäsche schickte. Das arme Mädchen muß jetzt so
viel arbeiten. Du nimmst es mir doch nicht übel, nicht wahr?
Es grüßt Dich herzlich Deine Mutter.

Und drei Tage danach kam wieder ein Brief:
Lieber Bruder!

Daß ich Dich mit der Karte durch Kupke, daß unsere Mut-
ter Geburtstag hat, war entscheidend eine sogenannte gute
Tat und wurde daher auch gleich belohnt, indem mir unsere
Mutter - rührenderweise! - das ihr von Dir gestiftete
Pfund Butter schenkte. Ich habe Dir ja immer gesagt, daß
alle guten Taten belohnt werden, aber Du hastest stets ge-
sagt: Amelie! Ich nehme an, daß es einer der im geheimen
für Dich schwärmenden Schüler war, der Dir die Sache
der Kuh besorgte. Sollte diese Annahme zutreffen, so geht
mein dringender Rat dahin, daß Du Dich erkundigst, ob die-
ser Schüler, der wahrscheinlich weder besonders klug noch be-
sonders schön ist, nicht eine schöne und kluge Schwester be-
sitzt, man hat für solche Erscheinungen Beispiele. Und die
Butter ist gut! Denk' aber nicht, daß ich so herzlich war, sie
selber aufzuheben, ich habe sie meinem Erbin nach Ruhland
ins Feld geschickt. Hoffentlich erregt das nicht Deine bitter-
liche Eifersucht. Mutter darf natürlich davon nichts wissen,
aber Dir muß ich es doch vertrauen. Ich habe ihm auch
einen Brief geschrieben und den gesondert abgedruckt; wenn
er das Paket nicht erhält, so liegt er doch die gute Meinung.
Es grüßt Dich herzlich Deine Schwester Amelie.

Der Soldat erhielt den Brief und die Geschichte der wun-
derbaren Butter, erzählt in Ameliesens ulziger Manier, ent-
deckte seinen erst gewordenen Zigen ein glänzendes Lächeln.
Die Mutter selbst bekam er nicht. Sie vertrat, als sich
auf einer Grenzstation ein ganzer Transport Viehesgaben in
unangelegter Weise selbst entzündete.

„Da brennt ja wohl Spiritus!“ rief ein junger Hilfsar-
beiter, als er beim Auseinanderreißen des zumalenden Han-
tens das hellroternde Paket sah.

„Nein,“ legte ein älterer Postbeamter, der eine feinere
Frau hatte, „das ist Butter. Es ist gewiß ein Pfund. Schade
dum, die hat nun keinen Geir.“

Darin aber irrte er, denn auch ein alter Postbeamter kann
sich irren.

Aus Der „wilden Walachei“.

Dr. St. Adolf.

(Nachdruck verboten.)

Wo heute die breiten Straßen des modernsten Stadti-
viers sich hinziehen, dort befand sich in meiner Kindheit das
verschlungene Gewirr der alten Gassen und Gäßchen der
Johannisbad, im Volksmunde Judenstadt genannt. Ein feiner
Nag, der heute verschunden ist und den anheimelnden Na-
men Lummelplatz trug, war trotz seiner bescheidenen Aus-
dehnung ein Fürt unter diesen Miniaturgäßchen. Dort stand
aus Haus, in welchem wir wohnten: ein massives, zwei-
stöckiges Gebäude mit weiter Einfahrt, mit einem großen
Hof, auf dessen Regenpflaster vier Jungen unsere ersten
Schlägen schlugen, mit feinen, bunten Stiegen und breiten,
gemalten Gängen, in denen der Schritt widerhallte. Im
hohen Hause, nur ein Stockwerk höher, wohnte ein alter
Onkel meiner Mutter. Er war der Onkel, wie er im Hause
heißt: stets gültig, immer lustig, immer bereit, an unseren
Spielen teilzunehmen. Kurz: ein idealer Onkel. Aber selbst
der idealste Mensch kann durch ein paar verpönte Rangen
zum Horn und zur Verzweiflung gebracht werden. Und hat-
ten wir es einmal glückselig so weit gebracht, dann schleuderte
uns der Alte als Zeichen seines Unwillens und seiner grim-
migen Verachtung die Worte ins Gesicht: „Ihr bringt euch,
als stammet ihr aus der wilden Walachei.“

Ich erinnere mich nicht, ob diese Worte damals auf un-
sere einen tiefen Eindruck machten, beweise es aber, trotzdem sie
sich unvorwiegend in mein Gedächtnis einprägten. Auch
später, als ich in der Schule lernte, daß die Walachei ein Teil
Rumäniens sei, ließ mich diese Feststellung tall. Erst heute
verstehe ich die ganze Tiefe dieses Wortes. Armer alter
Onkel, wie böse würde dir dir mitgeteilt haben, wenn du
uns so charakteristischer müdest; aber trotzdem, dachte dich nicht
inang der Rufen, ich würde dich noch heute zur Verantwortung
ziehen wegen dieses Schimpfes, den du uns angetan.
Was auch immer wir bösen Taten getan haben mögen, den
Vorwurf, uns zu betragen, wie Herr Bratiano und seine
Vandeleute, den haben wir nicht verdient. Und nachträglich,
nach vielen, vielen Jahren, empört sich noch heute mein Stolz
gegen diesen Vorwurf.

Wissen möchte ich auch, woher der alte Onkel seine Kennt-
nis über die Sitten der Bewohner in der wilden Walachei ge-
schöpft hat. Jedenfalls zeigt sein Ausspruch, daß er die edlen
Rumänen so ziemlich richtig einschätzte.

Ich selbst war nie in Rumänien, was ich übrigens durch-
aus nicht bedauere, trotzdem ich kaum Gelegenheit haben
würde, diese Verfassungen nachzusehen. Meine Kenntnis über
die eigentlichen Bewohner der wilden Walachei beschränkt
sich daher auf das, was ich von ihnen gehört und gelesen
habe, und das ist nicht mehr, als die meisten anderen auch
wissen dürften. Höchstens ein Detail mag nicht allgemein
bekannt sein, und ich bringe es darum derzeit in die Öffent-
lichkeit, mit um so ruhigerem Gewissen, als es mir von einem
unabhängig kompetenten Sachverständigen mitgeteilt wurde,
meinem Hausmeister nämlich, welcher neben dem Gewerbe
des Stiegenhebers und Tringelbrennens auch noch das
zweifellos sehr nützliche Handwerk eines Kammerjägers aus-
übt. Dieser teilte mir auf Grund seiner Berufserfahrungen
mit, daß der Unterschied zwischen den Rumänen und ihren

ehemaligen Nachbarn und derzeitigen Verbündeten, den Ser-
ben, nicht nur in der verschiedenen Sprache bestehe, sondern
auch in einer grundlegenden Verschiedenheit der Sprache; denn
während in Serbien zweifellos die Laus das beliebteste Aus-
drucks ist, wobei in einzelnen Teilen mehr die Kopflaus, in
anderen wieder die Kleiderlaus bevorzugt wird, ist es in
Rumänien die Wanze, welche fast ausschließlich als nationaler Re-
präsentant der edlen Walachei im Tierreich bezeichnet wer-
den muß.

Aber wenn ich auch nie in Rumänien war, so weiß ich
doch manches Geschichtliche von edlen Rumänen aus eigener
Erfahrung zu erzählen. Ich bin nicht unsonst Bewohner
eines Weltkurortes, in welchem sich während der langen
Friedensjahre die internationale Gesellschaft aller Weltteile
ein Rendezvous zu geben pflegte. Und die Herren Rumä-
nen, welche auf einmal nach zwei Kriegsjahren ihr nation-
ales Empfinden entbeden, setzten nur dem Kriege ihren
Hauptstolz darein, als Glieder der internationalen Gesell-
schaft zu gelten und sich zu betätigen. Daß ihnen das in
herausragendem Maße gelungen ist, dafür gibt es dokumen-
tarische Beweise. In den photographischen Bilderammlun-
gen interessanter Zeitgenossen, welche auf jedem Polizeiamt
vorrätig gehalten werden, nehmen die Bilder edler Rumä-
nen einen so breiten Raum ein, wie kaum irgendeine der
großen Nationen, ein Reford, auf welchen die Edelsteine der
der Walachei sind - man nennt sie dortzulande Boiaren - mit
Recht stolz sind. Es diese Eulen nach Athen tragen, wollte
man nach den rühmlichen Taten des edlen Manolescu, der
nach heute das Entzücken aller Hinterreppennamenschreiber
ist, auf diesem Gebiete Neues berichten wollen. Und wenn
die Herren von rumänischen Generalfstab dies jetzt noch nicht
den erhofften Ruhm pfänden konnten, so liegt dies daran,
daß das unvermeidliche Handwergzeug des Generalfstabers,
die Karte, gar zu sehr vertrieben ist von jenen Karten, in
deren meisterhafter Beherrschung die Rumänen nicht über-
troffen werden können. Es ist nicht ihre Schuld, wenn sich
mit den Generalfstabarten nicht ebenso leicht die Karte schla-
gen läßt, wie mit den 22 bunten Blättern, und wenn das
Bild am Betrachtungsfeld sich nicht ebenso leicht torrigieren
läßt wie am Spielfeld.

Was meine eigenen Erfahrungen anbetrifft, so erinnere
ich mich an eine sehr vornehme Dame, welche ihre Toiletten
und ihre Parfüms direkt aus Paris bezog. Von den letzteren
machte sie einen für unsere Geruchsnerven ein wenig zu
reichlichen Gebrauch, was sie dadurch wieder wettzumachen
suchte, daß sie mit ihren Toiletten zeitweilig sehr sparsam
umging, besonders dann, wenn sie belästigt, den jungen
Zimmerkellner auf ihr Zimmer zu klingen, um sich ein Glas
stilles Wasser bringen zu lassen oder einen ähnlichen Auf-
trag zu erteilen, den offenbar ihre eigene Nase nicht so gut
ausführen konnte, wie der hübsche Junge. Wenn ich noch
daran gedenke, daß die sie eine wirklich vornehme Dame
sei, wie mir einer ihrer Vamaleute auf Ehre versicherte, so
müßte jeder Zweifel schwinden anlässlich einer Szene, die ich
miterlebte, und deren Ursache irgendeine kleine Nachlässigkeit
der Jofe war. Nur eine wahrhaft vornehme Dame, der das
Herrchenlein fastzulagen im Blute liegt, kann mit solcher Ver-
tuglichkeit eine Dienerin überheben. Das wird in unserem bar-
barischen Deutschland nie eine Frau erkennen. Den letzten
Reis von Zweifel benahm sie aber bei ihrem Abgang: Sie
vergaß nicht nur den Schlüssel zu bezahlen, mit welchem sie
logisliche Hundelange Auslösung gemacht hatte, sondern auch
den Zahnarzt. Der letztere war brutal genug, im Moment
des Abnehmens durch energieliches Eingreifen eines Rechtsan-
walts das Gedächtnis der vornehmen Dame, welche diese
Reinigkeiten vergessen hatte, aufzurufen. Der Kuffner
trauer noch heute der Entschundenen nach.

Das sind ein paar Bilder der Rumänen, welche als Re-
präsentanten ihres Landes in Westeuropa aufzutauchen. Aller-
dings soll es im Lande auch Bauern geben, sogar recht viele.
Aber die kommen natürlich weder in die Bäder noch in die
Großstädte, und im Lande selbst haben sie auch nichts zu
sagen. Wagen sie es einmal zu reden oder gar zu schreiben,
dann gehei die Gemeinheit los, und der rumänische Gener-
alfstab feiert jene Triumphe, die ihm auf dem Schlachtfeld ver-
jagt jene.

Neue Haartrachten.

Von Veronica.

In dem trügerischen Wesen der glänzenden Haarwellen
liegen gewiß manche Eigenschaften des Ewigweiblichen tiefer
verborgen als man gemeinlich ahnt, und die Art und Weise,
wie eine Frau ihr Haar ordnet, gewährt oft einen un-
erwartlichen Einblick in ihren Charakter. Wie sich der ordnungs-
liebende oder gar etwa pedantische Sinn in einer wohlge-
pflegten, korrekten Frisur kundgibt, so verrät ein nachlässig
behandelter Kopf mit oberflächlich gebürstetem stiellos auf-
gestecktem Haar Neigung zu Gleichgültigkeit und mangelndem
Schönheitsinn, lassen die jetzt ach so gang und gäbe gewor-
denen puppenhaft zurechtgelegten Köpfe mit dem glatte-
rückgefrachten, regelmäßig gewellten Haar und den unver-
meidlichen Seitenlöcher auf einen Mangel an Persönlichkeit
schließen. Wenn man in einem Theater oder Konzert diese
schematisch hergerichteten, kaum voneinander unterscheidbaren
Früsuren beobachtet, könnte einen wirklich zuweilen Mitleid
und Mergel überkommen. Gewiß soll eine Frau sich der
Wolde gegenüber nicht abnehmend verhalten; ebensowenig muß
man aber blinlings nachahmen, was man an dieser oder jener
„tonangebenden“ Stelle gesehen hat, besonders wenn es sich
um Persönliches handelt, wie die Haartracht.

Gerade die modernen Früsuren lassen trotz ihrer an-
scheinend so strengen Form dem individuellen Anpassungs-
vermögen weiten Spielraum. In ihrem Grundcharakter
mögen sie sich mehr und mehr dem altgriechischen Vorbild zu-
neigen. Die künstlich aufgebauete Haarwüste und falsche Unter-
lagen läßt man die natürliche Haarform zur Geltung kommen;
der halbwegs im Nacken oder noch höher gestülpten Knoten
steht ab, wie bei den Häuptern hellenischer Göttinnen. Die
Früsur kann über die Ohren gedockt werden oder auch be-
nuten untere Hälfte freilassen; sie kann mit oder ohne Scheitel
getragen werden, je nach Kopfform, Profil und Haaransatz.
In jedem Fall ist die Einfachheit, die sie kennzeichnet, auch
durch große Sparsamkeit in der Befolgung zu beobachten.

Reuherdings sieht man statt des Haarornats auch hier und
da schon wieder breite, wüßige Stiefköden auftauchen, die be-
sonders zu etwas eleganterer Abendkleidung einen guten
Eindruck machen. Auch der Lapp der Früsuren mit unger-
adem Haar ist noch keineswegs überlebt. Nicht mehr
ganz so streng zurückgefrachten, wie es eine Zeitlang üblich war,
ist diese Haartracht, besonders für ganz junge, welche die
Scheitel recht lieblich, kaum wenn ein zierlicher Schmuckstamm
auf glatten oder verzierten Schilfpfand das Seine dazu bei-
trägt. Die Kunst ist hier, wie überall, die Forderungen der
Mode mit der eigenen Persönlichkeit zu harmonisieren Aus-
gleich zu bringen und nicht zwischen Haarpfand zu tragen, nur
einen gerade empfindenden Haarpfand zu tragen, nur
weil das Frau X über Frau Y liebt. Läßt sich doch nirgends
weniger Absolutes aufstellen, als gerade für die Haartracht
den absteigenden Rahmen für das Bild der Physiognomie!

Bunte Zeitung.

„Und wie sind die Barbaren.“

Szene: Der Vortragraum des Stocholmer Kabarets
„Schwarzer Kater“. In einem der Tische sitzt ein bekann-
ter ententeurenblicher schwedischer Professor, der während dem
Jean Moreau, der deutsche Künstler mit dem irreführenden
französischen Namen seine deutschen Väter singt, sich ent-
staut beide Ohren mit den Fingern verstopft. Als das Publi-
cium, wie gewöhnlich, eine Zugabe verlangt, und der Sänger
fragt, was man zu hören wünsche, ruft der Professor: „Etwas
Französisches, wenn ich bitten darf.“ Der Sänger wendet
ein, er sei ein Deutscher. Da gibt der unbedachte Herr
Professor seinen politischen Gesinnung dadurch Ausdruck, daß
er wuntenbraunt alles, was auf seinem Tisch steht, Gläser,
Flaschen, Streichholzbehälter, auf die Erde pfeffert, sodas es
in tausend Scherben daliegt. Moreau aber bemerkt ruhig:
„Und wir sind die Barbaren“. Allgemeine Bewegung. Der
Professor wird schleunigst aus dem Lokal entfernt. Vorhang.

Fords Weltmarkt-Spekulationen.

Der große Automobilfabrikant und Friedensapostel Ford
wählt fröhlich neue Pläne in seinem Gehirn. Da er mit sei-
ner Friedensagitation augenblicklich auf einem toten Punkt
angekommen ist, hat er sich anderen Problemen zugewandt;
so beschließt er sich augenblicklich mit einer sehr erheblichen
Erweiterung seiner Fabriken für Motorpflüge. Nach Aus-
gabe Löhners, des Generalsekretärs der „Nord-Konferenz“,
beschließt Ford, eine Riesenfabrikation billiger Motor-
pflüge, die er nach Europa ausführen will, ins Wert zu
setzen. Wenn der Krieg zu Ende ist, so meinte der Friedens-
apostel, müssen ja alle diese Länder seine Pflüge aus no-
wendigkeit brauchen, da sie sowohl Arbeitskraft wie Zeit er-
sparen. Das gute Geschäft, das Ford mit seinen billigen
Automobilen in den letzten Zeiten gemacht hat, scheint ihn also
zu weiteren Taten anzuportnen. Ob ihn diesmal, wenigitens
was Deutschland betrifft, sein Geschäftseifer oder nicht
doch etwas trügt? Die Antwort auf diese Frage muß der
deutschen Industrie vorarbeiten bleiben.

Kamerad Josef. In der Zeitung der 10. Armee erzählt
Infanterist Hugo B i e s t e r: Kamerad Josef ist ein prä-
chtiger, aber einer von den Leuten, die aus irgendeinem
Grunde unerklärliche Abneigung gegen alle haben, was Ar-
beit heißt. Ich von dieser Fähigkeit recht oft drücken, ist ihm
eine der vornehmsten Tugenden, und so benutzt er jede Ge-
legenheit, sich unflätig zu machen. Kürzlich, bei einer wich-
tigen Schanzarbeit, ist er wieder nicht zu finden. Unser Zug-
führer bemerkt sich darauf höchstigen um Josef und findet
ihn nach längerem Suchen in einem Unterland, wo er ver-
gnügt auf einem Holzstohk sitzt und sich vom Kompanie-
Schaber verschönern läßt. Wütend haucht er ihm an: „Kerl-
chen, find Sie denn verrückt geworden, sich während der Arbeit
die Haare schneiden zu lassen?“ Worauf Josef etwas
verblüfft rwortet: „Nein, Herr Feldwebel, Sie machten mit
doch auch in der Arbeitszeit!“

Preis-Rätsel.

Scharade.

Die erste brauchen Mensch, wie Bier
Und Pflanzen aus dem Leben,
2. 3 wird überall ein
Wo Wasser ist stets geben.
Das Ganze heißt uns erste ich
Frei mit mir Vorderschwanz
Nun denke nach, es ist nicht schwer,
Den Sinn heraus zu bringen.

Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 49:



Nützliche Lösungen fanden rechtzeitig ein:
Frau Else Woll, Anna Berger, Ella Bastian-Grosmichen,
Charlotte Reiser, Käthe Bretter, Helmut Friedrich, Paul Goehle,
Gustav Grunke, Rudolf Adel-St. Ulrich, Kurt Sartorius, Ernst
Meincke-Kaumburg, A. Soenow-Diemitz, Walter Sillme-Land-
au, P. Heinz, Votte Heerbach, R. John, Annamaria Janssen,
H. Jensch, Werner Krüger, Frau Johanna Krause, Elisabeth
Koch, Frau Rosalia, Oberst Fr. Kramel-Uchtringe, Alfred
Karl, Elisabeth Levin, Fritz u. Kurt Antz, P. Liebe-Verter
Elsbete Rinzer, Paul Müller, Otto Bloß, Gertrud Schneider,
Johanne Eißer, Elbe Mehnert, J. Martin, s. H. im Belbe,
A. Kleemann, 2. Meinel, Silkegard Roerlein, Else Saage, Frau
Müller, Frau Berta Radigall, Walter Blas, Elfe Rebold, Frau
Martha Krollsch-Schiffel, Unteroffiz. Hugo Rabenalt, s. H. im
Belbe, Gisela Sörgen, Walter Sörgen, Charlotte Schaaf, Jünger
Schick, Frau Elise Schröder, s. u. Otto Schade, Fritz Spuria,
Hilfer Stobart Stegmann-Rassel, Eva Thieleke, Marie Trüblich,
A. Tenob-Schäfer, Käthe Wieser, Amelie u. Votte Wieser,
Elfe Weirauch, Artur Walker, Albert Walker, Ilse Zieseler
Goethe, Edmund Zuchold.
Preis erhielt Frau Else Woll, und zwar:
„Die wilde Rose“, Rolle von Bernd v. Gafel.

